Wie der Herr Garde-Hauptmann Berner wurde, und Eidgenosse [Fortsetzung]

Autor(en): **Frey, Alfred Arnold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **2 (1939-1940)**

Heft 5

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-861135

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

WIE DER HERR GARDE-HAUPTMANN BERNER WURDE, UND EIDGENOSSE.

ALFRED ARNOLD FREY

Tragikomische Erlebnisse eines **Berufsoffiziers** aus den Revolutionsjahren 1789—1848

II. (Fortsetzung)

Am Scheidewege.

Winter 1797.

Die Weltgeschichte, welche wie eine schlafende und nur hie und da lässig aufblinzelnde Sphynx Jahrzehnte lang dahin gedöst hatte, schritt nun, seit Beginn der Revolution, mächtig ausholend, einer Furie gleich, über die erschrockenen Völker Europens dahin, und die Geschehnisse folgten — nein, sie überstürzten sich so, dass weder die eigentlichen Drahtzieher, noch die Zuschauer wussten, wohin die tolle Fahrt gehen wollte. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Gegen Ende des Jahres 1797, etwas vor oder nach St. Katharinen, marschierten abermals starke, französische Truppenabteilungen ins Fürstbistum Basel ein; vorerst zwar, offenbar aus strategischen Gründen, nur in die nördlichen Talschaften. Doch, nicht lange ging's, kaum eine Woche, da besetzten sie, zur Verwunderung der Bewohner, auch die südlichen, mit Bern verburgrechteten Aemter und Propsteien, und ehe sich die Leute vom ersten Schrecken erholt hatten, so hiess es, in einer im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit an die liebwerten Mitbürger gerichteten «Proklamation»,—— auch diese südlichen Gebiete des Fürstentums würden nun zum Departement Mont Terrible, in Tat und Wahrheit aber, zu Frankreich geschlagen.

— — — — — — — — — — — — —

Im selben Atemzuge schier stiessen zwei französische Heere, unter den Generälen Schauenburg und Brüne, bis zu den südlichsten, ins schweizerische Mittelland ausmündenden Jurapässen vor, um von dort den Bernern und, wenn es nötig wurde, auch den übrigen Eidgenossen, diese Freiheit zu bringen, das heisst auf gut Deutsch: um die Einverleibung der alten Schweiz mit Frankreich, wie dies schon auf der Durchreise Napoleons beschlossen worden war, zu vollziehen.

— — — — — — — — — — — — —

Man darf sagen, die Franzosen, als ausserordentlich höfliche und galante Leute, verstunden es meisterhaft, auf alle Fälle viel besser, als später ihre östlichen Nachbarn, derartige Anschlüsse so zu verzuckern, dass sie fast schmerzlos ausgeführt werden konnten.

— — — — — — — — — — — — —

Furchtbare Dinge hatten sich seither in Frankreich, insbesondere in Paris,

der unruhigen Hauptstadt, ereignet: nicht nur der König, auch Maria Antoinette, dessen Gemahlin, und mit ihr der hohe Adel und die Geistlichkeit, waren hingerichtet worden!

Die Schreckensmänner, diese blutrünstigen Bellhunde, führten das Szepter und die Guillotine, das berüchtigte Fallbeil, wütete so toll, des Tags wie in der Nacht, dass beim blossen Anhören den einfachen Leuten, in den blauen Bergen drinnen, ein Schauder nach dem andern über den Rücken hinunter lief.

Der Stern Napoleons erschien am blutrot aufstrahlenden Morgenhimmel; es galt, die neuen Freiheitsrechte, mit den Errungenschaften der Revolution, allen Völkern Europas zu verkünden, und dazu brauchte man Soldaten, viele Soldaten, und immer wieder mehr Soldaten.

— — — — — — — — — — — — —

Eines Tages, Anfangs Dezember desselbigen Jahres, trat Hans Georg Stettler, der Müllers Bub, der nun seine Studien beendigt hatte und nach Hause zurückgekehrt war, vor einen Werbeoffizier und liess sich freiwillig — die meisten jungen Leute wurden dazu genötigt — in die «liste de recrutement» eintragen.

«Mille tonnerres! — Das ist aber nett von dir, Bursche, dass du dich freiwillig meldest! — Quel gaillard! Einen Meter achtzig lang! Keine drei Cent weniger! Ich wette! Und schlank gewachsen, wie eine Tanne! — Wer ist dein Vater?» rief, voller Bewunderung, der Werbeoffizier.

«Der Müller, vor der Stadt!»

«Ach so, schön, immer besser! — Und wie alt bist du?»

«Siebzehn ein zweitel Jahr!»

«Etwas jung noch! Doch, das tut nichts zur Sache! — Und die Bildung? Dorfschule, hier im Städtchen, oder, etwas mehr?»

«Französisches Licée! In Besançon! Fünf Jahre! Ich schreibe und spreche, mit gleicher Sicherheit, Deutsch, Französisch und Englisch. Auch habe ich, während der vollen Schulzeit, Lateinstudien betrieben. Das Italienische hingegen beherrsche ich nur dürftig, doch so, dass ich mich jederzeit, mündlich wenigstens, verständigen kann!»

«Mille Dieux! Quels talents! — Und Mathematik? Wie steht es da? Hat er das auch studiert?»

«Ja, so weit man kommt, in einem Licée, in fünf Jahren!»

«Sacré mâtin! Da kann er ja Artillerieoffizier werden, junger Mann! — Schön, schön, immer besser! — Gut, ich werde Ihnen berichten, Monsieur Stettler! Pour le moment, je vous note pour le contract! — Sie haben das Zeug zum Avancement, jeune homme! — Wissen Sie, im Revolutionsheere trägt der letzte Soldat, verborgen im Tornister, einen Marschallstab mit sich herum! — D'ailleurs, prenez un exemple à Napoléon: Est-ce un noble, de la haute volée? Un fils à papa? Un tout riche? — Ni l'un, ni l'autre! Et pensez, quel grade il occupe! Tout jeune, qu'il est! — Au revoir, Monsieur Stettler! — Sie können abtreten!»

— — — — — — — — — — — — —

«Eh bien, capitaine Landeron! Mille tonnerres! Et non d'une pipe! Mon vieux! Höre, und gieb acht: mir ist ein Fang geglückt, wie keiner von euch einen verzeichnen kann, seit der König gestürzt ist, und die Republik besteht! — Einen Burschen, sag' ich dir, hab' ich angeworben! — Sieh': wenn du ihn in eine Leutnantsmontur steckst, findest du in der ganzen Armee keinen schmuckeren Offizier, als ihn! Drauf nehm' ich Gift!» erklärte, in prahlerischem Tone, der Werbeoffizier, Capitaine de Blonay, seinem Kameraden.

«He nun! Wo hast du ihn aufgejagt: in der Stadt selbst, oder auswärts?» erkundigte sich der andere.

«Hier, sage ich, nicht zwei Minuten weit weg!»

«Und, wie heisst er denn?»

«Stettler, Jean Georges, der Sohn des reichen Müllers, auf dem Platze, in der Vorstadt!»

«T'es cocu, mon vieux! Je regrette! Soeben war ich in der Mühle und habe Herrn Stettler, dem Vater, erklärt, dass wir im Bezirk allein fünfzig junge Leute ausheben werden, und dazu gehöre sein Sohn! — Hättest gehört und gesehen, welch ein Lamento furioso das abgesetzt hat! — Der einzige Sohn! Dabei erst siebzehn jährig! — Ein Kind noch! Der Alte hat gewettert, und die Frau geheult und gebelfert! Ich war froh, wieder abzufracken.»

«Ist wahr, was du da sagst, Kamerad?» rief der Hauptmann de Blonay.

«Sieh', Freund, hier steht er auf der Liste!»

«Und da auf der Meinigen!»

«Ja, aber ich hab' ihn früher angeworben! Heut' Morgen schon!»

«Ich auch, vor neun Uhr sogar! Die Provision gehört mir!»

«Wollen wir uns schlagen, Kamerad, im Duell, auf Pistol oder Säbel, um diesen Bissen? Grosse Dummheiten anstellen, also? Ist es da nicht viel klüger, wir teilen uns friedlich in den Profit? Was meinst? Bist einverstanden?»

«Nicht gerade sehr gerne! — Doch, unter Kameraden! — Gut, es sei!»

«Topp! Schlag' ein, Freund! — So! Und drauf trinken wir eine gute Flasche Wein, nicht?»

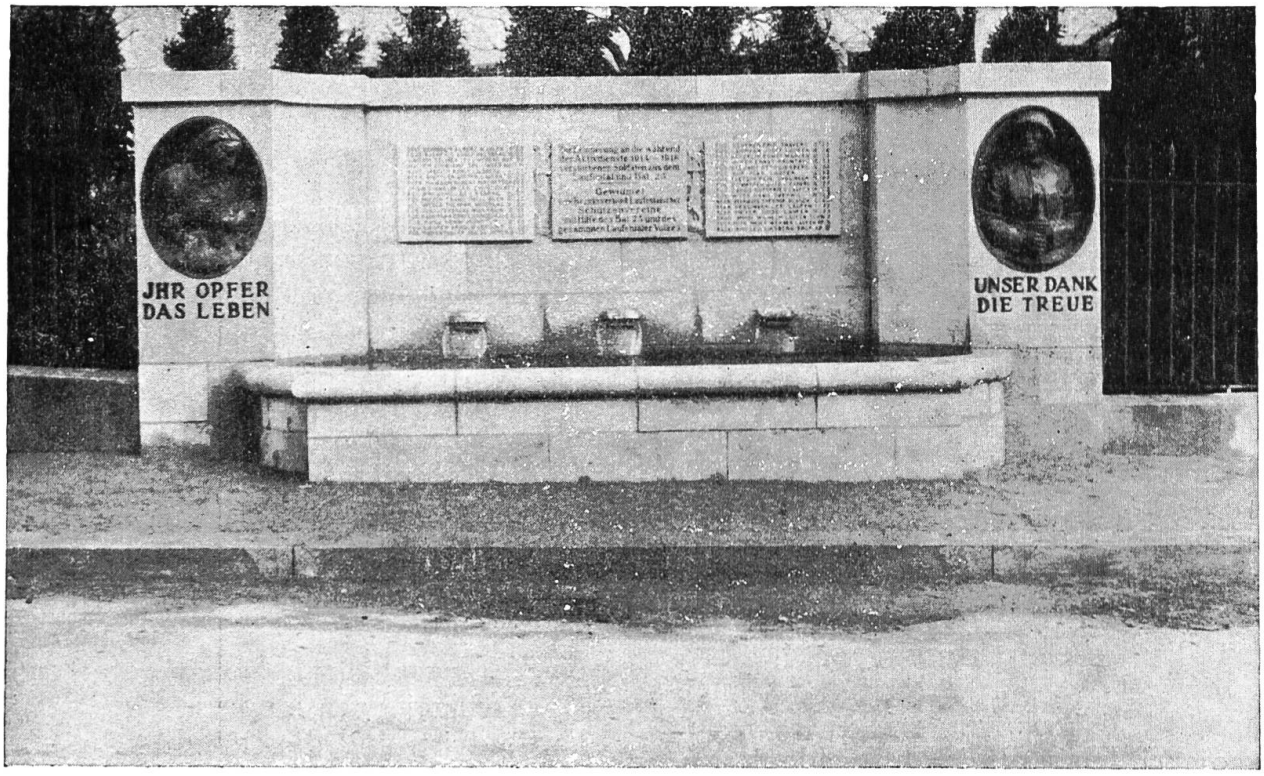
«Abgemacht! — Doch, wann?»

«Heut' Abend, gleich nach der Mess', im Löwen!»

— — — — — — — — — — — — —

Kleine Kinder, kleine Sorgen; grosse Kinder, grosse Sorgen! so sagte sich die Müllerin in ihrem Schmerz. Doch, sie und auch die übrigen Leute, im alten Fürstbistum Basel, mussten sich, wohl oder übel, damit abfinden, dass gegen die neuen Gewalthaber, insbesondere die Militärbehörden, nicht aufzukommen war.

Ja, ja, die geruhsame Behaglichkeit der guten alten Zeit, als der gnädige Fürstbischof noch residierte, hatte, lei-



Soldatendenkmal in Laufen. von Bildhauer Rudolf

der Gottes ein rasches, fast schreckliches Ende genommen! Hier und dort, in allen Talschaften, die von französischen Truppen besetzt worden waren, hatten in den letzten Jahren Unzufriedene versucht, sich wider die neuen Machthaber aufzulehnen! Potz Hagel und Doria! Kamen diese Leute übel weg! Und schnell ging's, wie ein Bisiwetter, bei den Exekutionen! Ehe es einer recht glaubte, stand er schon an der Wand, und hatte ein paar blaue Bohnen im Leibe.

— — — — — — — — — — — — —

Aber Hans Jörg, der Müllerin Sohn, bereitete seiner Mutter noch andere Sorgen. So jung er war, und unerfahren, hatte er doch schon eine Liebschaft. Gegen das Mädchen selbst, das Gerber Vreneli, eine Schulkameradin des Jünglings, konnte die Müllerin, wenn sie ehrlich und gerecht sein wollte, nichts einwenden: das Kind war hübsch, gesund, untadelig in seinem Benehmen, und noch gescheit dazu; aber — hier kommt der «Point d'honneur», bei der Müllerin, die ihrem Gatten ein halbes Vermögen eingeheiratet hatte — Vreneli Gerber, das Mädchen, war, wiewohl es aus einem braven und rechtschaffenen Hause stammte, doch nicht begütert genug, um genehm zu sein, als Braut, bei den reichen Müllersleuten.

Ob es Hans Jörg, dem Sohne, ernst war, oder nicht, mit dieser Liebelei, das hatte, trotz des Scharfsinns, den die Weiber in solchen Dingen entfalten, die Müllerin bis zur Stunde noch nicht ermitteln können! Doch, sei es nun so oder anders: sie war fest entschlossen, Alles und auch das Letzte aufzubieten, gegen diese Heirat! Ist es nicht wider jede Schicklichkeit, wenn der reiche Müllersohn als Frau eine halbe Bettlerin ins Haus bringt!

Auch dem Vater war die Sache unangenehm und zuwider, obschon er gerechter urteilte, als seine Frau, und die ganze Angelegenheit durch eine mildere Brille betrachtete. — Es geht mich im Grunde nichts an! sagte er sich. In diesen Dingen muss man die Weiber fuhrwerchen lassen, bis sie sich, im Uebereifer, die Hörner von selbst eingerannt haben! Uns Männern kann das nur nützen, nicht schaden! Auch dachte er: Kommt's zum Austrage, und lässt sich der Bub nicht umstimmen, was dann? Der Wagen läuft doch, wie er will! Ich wenigstens, für meinen Teil, werde einer Heirat mit diesem Meitli, das brav ist, und rechtschaffen, nicht alle Hindernisse in den Weg legen!

Doch, um des Friedens willen, hütete er sich wohlweislich, seiner Frau etwas von dieser milderen Gesinnung zu verraten! Er entsann sich noch zu gut, welch eine Suppe sie ihm eingebrockt hatte, vor fünf Jahren, als sich Hans Jörg, der Bub, für drei oder vier Tage von zu Hause entfernt hatte.

Sodann sagte er sich: der Junge wird nun Soldat! Da hat er Zeit und Musse, sich noch sieben Mal anders zu besinnen. Sie werden ihm die Flausen schon austreiben! Daran zweifle ich keinen Augenblick! — Wenn die Mutter aber wüsste, dass sich der Sakerlot freiwillig gemeldet hat, wie mir berichtet worden ist! Heiliger Sebastian! Das gäb' ein Hallo, in der Mühle! Diese Laus aber setz' ich, ohne Not, meiner Alten nicht hinter das Ohr!

In der Tat: Hans Jörg war in dieser Liebesangelegenheit noch lange nicht so weit, als die Mutter, in ihrem Misstrauen, es zu vermuten schien. Gewiss, und ohne Zweifel; Vreneli, das Mädchen, war von der Schulzeit her eine gute, zuverlässige und auch gescheite Kameradin des Burschen. Ans Heiraten aber, weiss Gott, hatte Hans Jörg noch nie gedacht, geschweige denn mit jemandem darüber gesprochen. Anders urteilte Vreneli, sein Mädchen!

— — — — — — — — — — — — —

«Was nützt es, Vreneli, zu jammern und zu flennen! Wahrhaftig, ich habe dich für gescheiter gehalten!» meinte eines Abends Hans Jörg, beim Stell-

v. Bildhauer Rudolf

Soldatendenkmal in Laufen. **Ihr Opfer — Das Leben.**

dichein, zu seiner Vertrauten! «Ich werde Soldat, nicht etwa, weil der Werbeoffizier mich dazu überredet hätte! O nein! im Gegenteil! Selbst gemeldet habe ich mich, bei ihm, als Freiwilliger! So ist's, und nicht anders, damit du alles weisst! Soldat will ich werden! Das ist eine entschiedene Sache, schon seit fünf Jahren! Wenn ich auch mit niemandem mehr darüber gesprochen habe! Glaubst du, ich wolle meiner Lebtag hier auf der Mühle hocken! Jetzt, da grosse Dinge geschehen, in der weiten Welt? — — — — — — —

Uebrigens, sind wir nicht viel zu jung, fast noch Kinder, du und ich? Da lob' ich mir den Vater, der meint, man müsse in solchen Dingen auch der Zeit ein Mitspracherecht einräumen!»

«Aha! So denkst du, Hans Jörg! Ich merk' es schon! Da haben wir's! Ziehst fort, fröhlich und unbekümmert, und bald bin ich vergessen! — Ich weiss schon, wie sie es treiben, die schönen Herren, in den Uniformen! — Auch kann der Krieg lange dauern, viele Jahre!» — — — — — — — — — —

«Ewig, meine ich, wird Europa diese Balgereien nicht aushalten können! — Ich rechne, ganz ungefähr abgeschätzt, mit drei vier Jahren, dass ich wegbleibe — — — — — — — — — »

«So lange, Hans Jörg, willst — — »

«Ob ich will! Das hängt, beim Eid, nicht von mir ab! — Doch, das sag' ich dir rundweg: als gemeiner Soldat, ohne Grad und Auszeichnung, komm' ich nicht heim! So viel Ehre und Stolz hat ein Hans Jörg noch im Leibe! — Zähl' drauf, Meitli!»

«Und dann bin ich längst vergessen!»

«Höre, Vreneli! Ich weiss, dass an-

v. Bildhauer Rudolf

Soldatendenkmal in Laufen. Unser Dank — Die Treue.

dere fortziehen und dabei ihren Schätzen, weiss Gott was alles, geloben, und nichts halten! Das hingegen tu' ich nicht! Ich gelobe nichts! In fünf Jahren, wenn — — —»

«Himmel, jetzt ist das halbe Dutzend bald voll — — —»

«Kann man dann, wenn ich noch lebe, und du — nicht etwa schon verheiratet bist, was nicht so selten vorkommt, bei andern Mädchen — wieder darüber reden! — Inzwischen lassen wir es, unter uns, wie es bis heute gewesen ist!»

«Bist ein abscheulicher, ganz grausamer Mensch! Schäme dich! Solches zum Munde heraus zu lassen! Das hätte ich von dir nicht erwartet! — Wirst mir, so denke ich, auch nie schreiben, aus der Fremde!»

«So viel mir möglich ist, das heisst, falls du nun Vernunft annimmst, und nicht etwa weiter täubelst!»

«Gut, so will ich vernünftig sein: alle Monate — nein, was sage ich! — jede Woche ein Briefli, oder eine Karte! Ist das zu viel? Was meint du?»

«Wie ich schon gesagt habe: ich verspreche nichts! Alles Andere ist Prahlerei! Sich wenig vornehmen, das aber halten! finde ich richtiger. Auch weiss ich ja nicht, wo wir hinkommen, ob nach Sibirien, zu den Pyramiden, oder in die Wüste Sahara, über die Pyranäen und den Gibraltar.»

«Himmel, wie kannst du einem Angst einjagen! Gelt, es bereitet dir Freude — ja, ja, ich merk' es schon — mich so recht zu plagen, du abscheulicher Mensch!»

«Freust du dich denn gar nicht mit mir, Vreneli, dass ich bald reisen darf?»

«Nein, auch nicht die Bohne, damit du die Wahrheit hast, glatt und ungeschminkt!»

«Ist nicht gerade nett von dir, Meitli! — Und wenn ich als Feldweibel, oder — was nicht so undenkbar ist — als Herr Leutnant zurückkäme!»

«Bist und bleibst ein Quälgeist, sag' ich dir! — So werde doch Oberst, oder gleich General, du Grosskopf! — Ob dann ein Gerber Vreneli noch zu dir passt! Ich zweifle! Da scharwenzeln genug Prinzessinnen, Gräfinnen, Baronessen, Marquisen, und wie dieses vornehme Geflunker sich nennt, um euch herum, dutzendweise! Ihr braucht nur zuzugreifen!»

— — — — — — — — — — — — — —

Vreneli wusste nicht, woran es war! Sollte es die Hoffnung aufgeben, schon jetzt, oder nicht? — Hans Jörg, sein Vertrauter, hatte sich in der letzten Zeit von Grund aus geändert; man konnte gar nicht mehr mit ihm reden, und er war so vernarrt in sein zukünftiges Kriegshandwerk, dass er darob alles vergass, nicht Anderes mehr hörte, noch sah, und den Augenblick der Abreise, vor dem es den Seinigen grauste, kaum erwarten mochte.

Familie, Elternhaus, Heimat; auch die liebende Sorgfalt der Mutter; alles schien vergessen; ja missachtet zu sein! Leuchtend stand nur das Eine vor des Jünglings Augen: Die Zukunft in der grossen, weiten Welt! — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Da die Truppen ihre Winterquartiere bezogen hatten und grosse, anhaltende Kälte einbrach, erhielten die Angeworbenen Weisung, sich erst im Frühling, beim Eintritte besserer Witterung, bereit zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Soldate-Lied.

Von Gobi WALTER.

Normal, säb simmer g'rate,
Normal a Lyb und Seel.
Und drum si mir Soldate
Und rüefed: «Zu Bifehl!»

Mir händ keis Wort z'bifelle,
Soldate folged blos,
Doch chömmed fröndi G'selle,
Dänn bängled mir druflos!

Und chnurret's undrem Tönü,
Und isch de Mage lär,
Serwiert mer eus es Mönü,
Spatz à la militaire.

En zäche Schpatz isch fellig.
Häscht's G'fühl, als ob s' amänd
D'Chueh i dr Achtigschtellig
Für eus verschosse händ!

Vill lieber, als lang g'sotte,
Gsächt ich die Chueh im Schtal.
Doch Schimpfe-n-isch verbotte,
Säb dörf en Korperal,

Wachmeischter oder Lüfzger,
Herr Hauptme-n-und Major.
Mir chäued ohni Süfzger
Dä Schpatz mit vill Humor.

Mir händ kei Grad am Chäppi,
Doch säg, was hälfed Grad?
Au d'Macht vom grosse Näppi
Lyt einzig im S o l d a t.

Mir avangsiered niene,
Als höchschtes himmelwärts.
D'Grad, wo mir müend verdiene,
Sind einzig: Grad im Herz!

De Geischtig Brotsack. — Drei-Tannen Verlag, Zürich 1939.